

HEYNE <



OCTAVIA E. BUTLER

# DIE PARABEL VOM SÄMANN

Roman

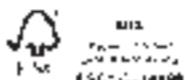
Aus dem Amerikanischen von  
Dietlind Falk

Mit einem Vorwort von  
N. K. Jemisin

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:  
THE PARABLE OF THE SOWER

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des  
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Arbeit an dieser Übersetzung wurde  
von der Kunststiftung NRW gefördert

Kunststiftung  
NRW

3. Auflage

Deutsche Neuübersetzung 07/2023

Redaktion: Michelle Stöger

Copyright © 1993 by Octavia E. Butler

Published by Arrangement with Octavia E. Butler Enterprises

Copyright des Vorworts © 2018 by N. K. Jemisin

Copyright © 2023 dieser Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produkteicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,  
unter Verwendung der Motive von Shutterstock.com

(Leshchenko Dmytro, Dima Zel, janniwet)

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-53492-6

[www.diezukunft.de](http://www.diezukunft.de)

# VORWORT

von N. K. Jemisin

Die Drei ist eine magische Zahl. Wir Schriftstellerinnen und Schriftsteller sprechen von der Dreierregel: Ein Wort, ein Satz oder Plot-Element wird besonders bedeutsam, wenn man es dreimal wiederholt. Zweimal reicht nicht aus, um ein Muster erkennbar zu machen. Vier Wiederholungen, und die Leserschaft langweilt sich. Die Drei ist der Sweet Spot.

Ich persönlich brauchte drei Anläufe, um zu verstehen, was Octavia Butler mit *Die Parabel vom Sämann* und dem Nachfolgeroman *Die Parabel der Talente* vorhatte. Zum mindest glaube ich, das nun verstanden zu haben. Ganz sicher bin ich mir immer noch nicht. Aber ich habe diese beiden Bücher jetzt dreimal gelesen, an drei sehr unterschiedlichen Punkten in meinem Leben, und mit jedem Mal deutlicher erkannt, wie vorausschauend Butlers Blick auf die Zukunft war. Zum ersten Mal nahm ich die Bücher mit Mitte zwanzig in die Hand, als ich mich gerade durchs Examen quälte. Beim zweiten Mal, mit Mitte dreißig, stand ich am Anfang meiner Karriere als Autorin. Das dritte Mal ist erst wenige Jahre her, kurz nach meinem sechsundvierzigsten Geburtstag.

Als ich *Die Parabel vom Sämann* mit Mitte zwanzig zum ersten Mal las, war das Buch bereits seit einigen Jahren erschienen. Natürlich hatte ich 1993 die Veröffentlichung mitbekommen, aber meine ersten Leseversuche verliefen im Sand. Ich

war Butlers deutlicher auf Science-Fiction ausgelegte Romane gewohnt: Aliens, die nach der nuklearen Apokalypse auf der Erde landen (in der *Xenogenesis*-Reihe), Zeitreisen (in *Kindred*) oder Telepathie und Unsterblichkeit (in der *Patternist*-Reihe). Im Vergleich zu diesen Werken wies *Die Parabel vom Sämann* kaum futuristische Szenarien über wissenschaftlichen und technischen Fortschritt oder extraterrestrische Gedankenexperimente auf. Der Roman schien »lediglich« in der Zukunft zu spielen.

Zu meiner Verteidigung: Damals hatte ich mich gerade frisch der Black-Power-Bewegung angeschlossen. Ich war noch ein Baby. Ich ging zu Sit-ins, mit denen wir die Universität dazu bringen wollten, vom südafrikanischen Apartheid-Regime Abstand zu nehmen. Ich nahm am Million Man March teil, um bei der Registrierung von Wählern zu helfen. Und ich vertiefte mich in Bücher zur Black History. Das volle Programm. Aber was die Beweggründe meines Aktivismus betraf, kratzte ich an der Oberfläche. Ich war noch nicht lange genug dabei, um sie klar sehen und miteinander verweben zu können. Auch hatte ich noch nicht begriffen, wie begrenzt meine Ambitionen und Erwartungen tatsächlich waren – was hauptsächlich daran lag, dass ich mir keine Welt vorstellen konnte, die besser war als die, in der ich lebte. Nie war ich etwas anderem ausgesetzt gewesen als deprimierenden Statistiken und gesellschaftlichen Diskursen über meine mehr als dürf- tigen Zukunftsaussichten als Schwarze Frau – falls ich das Erwachsenenalter überhaupt erreichte. Dies spiegelte sich auch in den Büchern wider, die ich las. Meine Lieblingswerke im spekulativen Genre, *Star Wars* und *Star Trek* und die Romane aus dem Golden Age der Science-Fiction, spielten in einer Zukunft, die verheißungsvoll und aufregend schillerte – für

weiße Männer. Uns anderen gestand man höchstens ein paar Randfiguren zu, wenn überhaupt. Für gewöhnlich existierten wir gar nicht. Wir hatten keine Zukunft, die über unseren zeitlich begrenzten Nutzen für die weißen Helden hinausging. In der Heldenrolle suchte man uns vergeblich. Solche Darstellungen waren im spekulativen Genre so omnipräsent, dass ich sie jahrelang überhaupt nicht infrage stellte. Auf uns wartete jedenfalls nichts Gutes. Wie radikal es war, eine Welt zu erfinden, die »lediglich« in der Zukunft spielte – als Amerikanerin, als Schwarze, als Frau –, war mir damals schlicht noch nicht bewusst.

Doch dann fand ich mich als eine von drei Schwarzen Frauen in einem extrem kompetitiven, sechzigköpfigen Masterstudiengang wieder. Zum Lehrplan gehörten auch Racial-Identity-Theorien – sie untersuchten den Entwicklungsprozess, durch den ein Mitglied einer rassistischen Gesellschaft von einer oberflächlichen Beschäftigung mit dem Thema *race* zu einem tieferen (Selbst-)Verständnis gelangt. Für eines der Seminare sollten wir Butlers *Kindred* lesen, und da ich das Buch bereits kannte, beschloss ich kurzerhand, *Die Parabel vom Sämann* noch einmal in Angriff zu nehmen.

Ich war noch nicht bereit – so viel weiß ich heute. Aber zumindest hatte sich mein Horizont seit den ersten Leseversuchen ausreichend erweitert, um Lauren Olamina nicht mehr als neunmalklugen Anachronismus zu empfinden. (Auf mich hatte sie beim Lesen zunächst nicht wie die realistische Darstellung einer smarten Teenagerin gewirkt, sondern wie das, was eine alte Frau für eine smarte Teenagerin hielt. Natürlich habe ich mich mit zunehmendem Alter immer mehr für sie erwärmt.) Als Studie zur Entwicklung einer *racial identity* taugt die Geschichte absolut nicht: Lauren kommt sozusagen mit

dem Wissen zur Welt, dass Rassismus systemisch ist und sie als jemand, den diverse angeborene Nachteile marginalisieren (Schwarz, körperlich beeinträchtigt, weiblich, arm), dem Untergang geweiht ist, wenn sie ihr Schicksal nicht selbst kompromisslos in die Hand nimmt. Dana aus *Kindred* eignet sich deutlich besser als Beispiel für eine Figur, die im Lauf ihrer Geschichte ein stärkeres Bewusstsein für die eigene Situation entwickelt. Lauren hingegen ist von Anfang an tiefgründig und bleibt es auch. Allerdings lässt sich *Die Parabel vom Sämann* hervorragend als Beispiel für intelligenten Widerstand lesen, und genau das hatte ich damals bitter nötig: Ich hatte taktische Respektheischerei und das Schwarze Patriarchat und andere oberflächliche Lösungsansätze zum Rassismusproblem satt. Ich musste lernen, den richtigen Moment für mein Handeln abzupassen und den Unterschied zwischen einer wohlmeinenden Intention und einem guten Ergebnis zu verstehen. Und natürlich identifizierte ich mich mit Laurens Konflikt, ein »braves Mädchen« sein und die Ratschläge ihrer Eltern befolgen zu wollen, aber gleichzeitig die Bedürfnisse einer erwachsenen jungen Frau auszuleben.

Trotzdem fand ich damals keinen richtigen Zugang zu dem Roman, und prophetisch kam er mir auch nicht vor. Nur zur Erinnerung: Das war in den 1990ern. Die Gesellschaft wurde nach und nach durch den Dot-com-Boom demokratisiert, da nun jeder einen Blog schreiben oder eine Plattform finden konnte, um sich Gehör zu verschaffen, wenn nur laut genug geschrien wurde oder das Marketing stimmte. Der Golfkrieg war vorbei, Crack war wack, und der Wirtschaft ging es so gut, dass ein Studienkredit über zigtausend Dollar in meinen Ohren wie eine richtig gute Idee klang. Laurens Welt wirkte unrealistisch, beinahe unmöglich. Pädophile und pyromane Junkies,

die in fröhlich marodierenden Gangs herumzogen? Sklaverei 2.0? Eine mächtige Allianz aus White Supremacists und homophoben Ultrachristen, die das Land an sich rissen? Ach, komm schon, dachte ich und hoffte, Butler würde sich bald wieder ihren Aliens widmen.

Nun ja. Ich war noch jung.

Zum zweiten Mal nahm ich *Die Parabel vom Sämann* mit Mitte dreißig zur Hand, irgendwann in den späten Nullerjahren, als ich mich beruflich gerade mit einem Fall von institutionellem Rassismus konfrontiert sah. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt beschlossen, das Schreiben nicht mehr hobbymäßig, sondern professionell zu betreiben, und stimmte in den Chor all derer mit ein, die dies als Möglichkeit für alle einforderten. Zu unserem kollektiven Entsetzen starb Octavia Butler 2006. Hier waren wir nun: Ihre geistigen Erbinnen und Erben, Tausende an der Zahl und mehr als bereit, die Zukunft für uns zu erobern. Langsam verstand ich, wie außergewöhnlich und wie seltsam allein der Gedanke gewesen war, sich eine Zukunft auszumalen, wenn man zu den gesellschaftlich Marginalisierten gehörte. Oder, schlimmer noch: Ich hatte am eigenen Leib erfahren, wie stark Science-Fiction- und Fantasy-Literatur dazu beigetragen hatten, die Zukunft für uns so unvorstellbar zu machen. Das musste sich ändern. Wir verlangten gar nicht viel von unseren schreibenden Kolleginnen und Kollegen – nur etwas mehr als europäische Mythen für unsere Fantasie, mehr als ein paar Quotenrollen in Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit.

Dieser Kampf führte mir allerdings vor Augen, wie viele meiner früheren Lieblingsautorinnen und -autoren und Verlegerinnen und Verleger abwehrend auf unsere Forderungen reagierten – als fühlten sie sich dadurch bedroht. Also legten

wir uns tatsächlich mit ihnen an. Schon allein im Gedenken an Octavia Butler. Und ich muss zugeben, dass es mir das Herz brach, angeblich intelligenten, wohlmeinenden Menschen kaum klarmachen zu können, wie groß der Schaden war, den sie anrichteten.

Plötzlich trat für mich ein Handlungsstrang von *Die Parabel vom Sämann* und *Die Parabel der Talente* in den Vordergrund, der mich beim ersten Lesen wahnsinnig frustriert hatte: die Geschichte von Marc, Laurens jüngerem Bruder, den sie zunächst für tot hält und später aus grausamster sexueller Sklaverei befreit. Obwohl Marc Schmerzen und allergrößtes Leid zur Genüge kennengelernt hat, verrät er Lauren am Ende, weil er ihren Schmerz nicht akzeptieren kann, ohne gleichzeitig den Schaden anzuerkennen, den seine militant-evangelikalen Gefährten bei anderen angerichtet haben. Er ist kein böser Mensch – im Laufe der Geschichte hilft er anderen häufig, wenn auch nur (und ausschließlich) in jenem christlichen Rahmen, dem er sich zugehörig fühlt. Aber am Ende setzt sich sein Bedürfnis nach dem Status quo, nach Konformität, gegen das Gute in ihm durch. Er scheint zu sagen: »Ich kann dir nicht helfen, bis du so gelitten hast, wie ich es will, und deinen Schmerz auf die Art ausgedrückt hast, die ich hören will – und mit beidem aufgehört hast, wenn ich genug davon hatte.«

Als Teil der amerikanischen Protestbewegung für soziale Gerechtigkeit konnte ich ein Lied davon singen. Auf jeden Versuch marginalisierter Bevölkerungsgruppen, ihrem Leid Ausdruck zu verleihen und historischer (sowie fortdauender) Diskriminierung Inhalt zu gebieten, folgte verlässlich ein Backlash von denjenigen, die von uns verlangten, nur auf vorgeschriebene Weise zu leiden, Leid und Vorwürfe in einem

für sie akzeptablen Ton auszudrücken und beides auf Knopfdruck zu beenden, sobald sie es für richtig hielten. Marcs Ultimatum war eine exakte Wiederholung von all dem, was die Science-Fiction-Figuren von sich gaben, die ich früher am meisten bewundert hatte – die immer wieder hinterfragten, ob uns eine bessere Zukunft wirklich zustand, wie wir unsere Forderungen vorzubringen hatten und ob wir das alles auch wirklich verdienten. Ich kam nicht umhin mich zu fragen, ob und inwieweit Butler bei Marcs Geschichte von schlechten Erfahrungen mit schreibenden Kolleginnen und Kollegen beeinflusst worden war. Vielleicht gar nicht. Aber vielleicht wollte sie damit ausdrücken, wie viele Marcs es in unserer Gesellschaft tatsächlich gab – um die jeder einen Bogen machen sollte, der, wie Lauren, positive Veränderungen ersinnen und bewirken wollte.

Und nun zu meinem dritten Leseanlauf, mit Mitte vierzig. Also mehr oder weniger heute.

*Alles, was du berührst, veränderst du. Alles, was du veränderst, verändert dich.*

Was wir berührt haben, hat sich verändert: Als Genre hat die Science-Fiction leichte Fortschritte zu verbuchen, trotz der vielen Marcs, die darin ihr Unwesen treiben. Mittlerweile gibt es nicht nur Octavia Butler und eine Handvoll andere, sondern Dutzende schwarzer Autorinnen und Autoren – und Schreibende mit Behinderung, queere und indigene Schriftsteller und Schriftstellerinnen und vieles darüber hinaus. Aber was wir verändert haben, hat auch uns verändert: Genau wie andere marginalisierte Schreibende muss auch ich ständig auf der Hut sein – vor Hasskommentaren im Internet, Morddrohungen und Kampagnen à la *Make Science-Fiction Racist Again*. Und da die Science-Fiction ihre Gegenwart widerspiegelt,

lässt sich derselbe Hass auch auf der gesellschaftlichen Makroebene finden: Nach Amerikas erstem afroamerikanischen Präsidenten hatten wir es mit einem inkompetenten, rassistischen Hochstapler zu tun. Wir sind stärker vernetzt denn je, können Veränderungen durch Crowdsourcing und Call-out-Culture herbeiführen, was Vor- und Nachteile haben mag, aber den meisten von uns fällt es zunehmend schwer, hoffnungsvoll und optimistisch zu bleiben, die Zukunft im Blick zu behalten, wenn uns der Kampf gegen eine Handvoll Machthaber sämtliche Kräfte raubt, die uns in die Zeit der Rassentrennung und der Jim-Crow-Gesetze zurückzerren wollen. Der Klimawandel hängt über unseren Köpfen. Die Menschheit ist resilient und erfinderisch – dass die Spezies überleben wird, bezweifelt kaum jemand. Und diejenigen von uns, die sich eine bessere Welt wünschen, werden sich am Ende – wie Lauren Olamina – zweifelsohne durchsetzen, selbst wenn es uns alles kosten wird, was wir haben.

Nach der dritten Lektüre war es Earthseed, das bei mir am stärksten nachgeklungen hat. Butler scheint *Die Parabel vom Sämann* nicht als Lebensratgeber konzipiert zu haben, und doch ist es das. Das trifft auf alle großen Werke der Science-Fiction zu: Sie haben nicht nur einen akkuraten Blick auf die Zukunft zu bieten, sondern auch Vorschläge, wie man mit den daraus resultierenden Veränderungen umgehen kann. (Wie umfangreich Butlers Vision in dieser Hinsicht ausgefallen wäre, hätte sie die Reihe beenden können, lässt sich nur erahnen; offenbar hatte sie einen dritten Teil geplant.) Es liegt jetzt an uns, Veränderungen im Bereich der Fiktion und in der Realität herbeizuführen, genau wie eine Earthseed-Gemeinschaft. Und so wie Lauren finde ich heute keinen Trost mehr in den Gemeinplätzen, mit denen ich aufgewachsen bin, son-

dern in der Vorstellung, dass die Veränderung ein Werkzeug ist, das ich, mit etwas Cleverness und Glück, zu meinem Vorteil schmieden kann. Die Zukunft zu erobern, wird ein ungemütlicher, gewaltvoller Kampf werden, aber ich bin bereit, ihn bis zum Schluss auszufechten. Die Zukunft ist nichts weniger wert.

Und was ist in zehn Jahren? Dann werde ich diesem Roman einen erneuten Besuch abstatten – wer weiß, was ich alles noch lernen kann.

*N. K. Jemisin veröffentlicht fantastische Romane zu politischen und feministischen Themen, für die sie mehrfach ausgezeichnet wurde, und ist die Science-Fiction- und Fantasy-Rezessentin für die New York Times. Sie lebt und arbeitet in Brooklyn.*



# DIE PARABEL VOM SÄMANN



# 2024

---

*Wer ein Wunder vollbringt, muss dem Wesen nach anpassungsfähig, beharrlich und – im positiven Sinne – besessen sein. Ohne Beharrlichkeit bleibt nur ein kurzlebiger Enthusiasmus übrig. Ohne Anpassungsfähigkeit kann sich zerstörerischer Fanatismus entwickeln. Ohne positive Besessenheit bleibt gar nichts.*

EARTHSEED:  
DIE BÜCHER DER LEBENDEN  
VON LAUREN OYA OLAMINA



# 1

---

*Alles, was du berührst,  
Veränderst du.  
Alles, was du veränderst,  
Verändert dich.  
Die einzige überdauernde Wahrheit  
Ist die Veränderung.  
Gott ist Veränderung.*

EARTHSEED:  
DIE BÜCHER DER LEBENDEN

*Samstag, 20. Juli 2024*

Gestern Nacht ist der Traum zurückgekommen. Ich hätte wohl damit rechnen sollen. Ich träume ihn, wenn ich mit etwas ringe, wenn ich mich an meinem ganz persönlichen Haken winde und versuche, so zu tun, als ginge nichts Ungewöhnliches vor sich. Er kommt zurück, wenn ich versuche, meinem Vater eine gute Tochter zu sein. Heute ist unser Geburtstag – mein fünfzehnter und sein fünfundfünfzigster. Morgen werde ich versuchen, ihm zu gefallen – ihm und der Gemeinschaft und Gott. Also kam letzte Nacht der Traum zurück, um mich daran zu erinnern, dass all das eine Lüge ist. Ich glaube, ich muss über den Traum schreiben, weil mir gerade diese Lüge so sehr zu schaffen macht.

Ich lerne zu fliegen, zu levitieren. Niemand bringt es mir bei. Ich lerne es ganz alleine, Schritt für Schritt, eine Traumlektion nach der anderen. Nicht gerade ein subtiles Bild, doch es hält sich hartnäckig. Ich habe schon viele Lektionen hinter mir und kann schon besser fliegen als früher. Ich vertraue jetzt mehr auf meine Fähigkeiten, aber Angst habe ich dennoch. Ich kann noch nicht so gut steuern.

Ich lehne mich vorwärts in Richtung Türrahmen. Es ist ein Türrahmen wie der zwischen meinem Zimmer und dem Flur. Er scheint weit von mir entfernt, aber ich lehne mich in seine Richtung. Ich spanne meinen ganzen Körper an und lasse alles los, woran ich mich festhalte, alles, was mich bisher davon abgehalten hat, aufzusteigen oder hinzufallen. Und ich lehne mich in die Luft und strebe aufwärts, ich steige nicht wirklich auf, aber ich falle auch nicht hin. Dann bewege ich mich tatsächlich, als würde ich einige Zentimeter über dem Boden schweben, hin- und hergerissen zwischen Todesangst und Euphorie.

Ich schwebe auf den Durchgang zu. Kühles, schwaches Licht fällt durch ihn hindurch. Dann gleite ich ein wenig nach rechts ab, und noch ein wenig mehr. Ich kann sehen, dass ich die Tür verpassen und gegen die Wand prallen werde, aber ich kann weder anhalten noch umdrehen. Ich gleite weg von der Tür und ihrem kühlen Schein, in eine andere Art von Licht.

Die Wand vor mir brennt. Wie aus dem Nichts lodert das Feuer auf, frisst sich durch die Wand, streckt seine Klauen aus, nach mir. Die Flammen breiten sich aus. Ich gleite hinein. Um mich herum brennt es lichterloh. Ich schlage um mich und strample und versuche herauszuschwimmen, ich rudere durch Luft und Flammen, strample, brenne! Dunkelheit.

Vielleicht wache ich ein wenig auf. Das tue ich manchmal, wenn mich das Feuer verschluckt. Das ist nicht gut. Wenn ich

tatsächlich aufwache, finde ich danach keinen Schlaf mehr. Ich kann es versuchen, aber gelungen ist es mir noch nie.

Diesmal wache ich nicht ganz auf. Ich döse wieder ein und gelange zum zweiten Teil des Traumes – dem Teil, der ganz gewöhnlich und real ist, dem Teil, der sich vor Jahren wirklich ereignet hat, als ich noch klein war, auch wenn das damals keine Rolle zu spielen schien.

Dunkelheit.

Sie wird heller.

Sterne.

Sterne funkeln in ihrem kühlen, schwachen, flackernden Licht.

»Als ich noch klein war, hat man nie so viele Sterne gesehen«, sagt meine Stiefmutter. Sie spricht Spanisch mit mir, ihre Muttersprache. Still und klein steht sie da, sieht hoch zum breiten Wirbel der Milchstraße. Wir sind nach Einbruch der Dunkelheit zusammen rausgegangen, um die Wäsche abzunehmen. Der Tag war heiß, wie immer, und wir beide mögen die kühle Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht. Der Mond ist noch nicht aufgegangen, trotzdem ist die Sicht gut. Der Himmel ist voller Sterne.

Ganz in der Nähe ragt die Mauer in die Höhe, die unsere Nachbarschaft umgibt. Für mich ist sie ein lauerndes Tier, das jeden Moment angreifen kann, mehr Bedrohung als Schutz. Aber meine Stiefmutter ist bei mir, und sie hat keine Angst. Ich bleibe in ihrer Nähe. Ich bin sieben Jahre alt.

Ich sehe hoch zu den Sternen in den tiefschwarzen Himmel. »Warum konnte man die Sterne nicht sehen?«, frage ich. »Jeder kann sie sehen.« Auch ich spreche Spanisch, so, wie sie es mir beigebracht hat. Es ist eine Form der Vertrautheit.

»Die Lichter der Stadt«, sagt sie. »Lichter, Fortschritt, Wachstum, all diese Dinge, für die es jetzt zu heiß ist und wir zu arm

sind.« Sie hält inne. »Als ich so alt war wie du, hat meine Mutter mir gesagt, die Sterne – die paar, die wir sehen konnten –, wären Fenster zum Himmel. Fenster, durch die Gott uns im Auge behält. Beinahe ein Jahr lang habe ich ihr geglaubt.« Meine Stiefmutter drückt mir eine Ladung Windeln von meinem jüngsten Bruder in die Arme. Ich nehme sie und gehe zurück zum Haus, wo ihr großer Weidenkorb steht, und werfe sie auf die restliche Kleidung. Der Korb ist voll. Ich drehe mich um, meine Stiefmutter schaut gerade nicht her, also lasse ich mich hinterrücks in die gestärkte, saubere Wäsche fallen. Für einen Moment fühlt sich der Fall so an, als würde ich schweben.

Ich liege da und sehe hinauf zu den Sternen. Ich suche mir ein paar Konstellationen aus und zähle die Sterne auf, die ihre Punkte bilden. Ich kenne sie aus einem Astronomiebuch, das einmal der Mutter meines Vaters gehört hat.

Plötzlich sehe ich den Schweif eines Meteors, der in westlicher Richtung am Himmel verglüht. Ich starre ihm hinterher und hoffe darauf, noch einen weiteren zu sehen. Dann ruft mich meine Stiefmutter, und ich gehe zu ihr zurück.

»Aber jetzt gibt es doch auch Lichter in der Stadt«, sage ich. »Trotzdem sieht man die Sterne.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht annähernd so viele wie früher. Die Kinder heutzutage haben keine Ahnung, was für ein Lichtermeer die Städte früher waren – und das ist gar nicht so lange her.«

»Mir sind die Sterne lieber«, sage ich.

»Die Sterne sind umsonst.« Sie zuckt mit den Schultern. »Ich persönlich hätte lieber die Beleuchtung zurück, je schneller, desto besser. Aber die Sterne kosten uns nichts.«

## 2

---

*Ein Geschenk von Gott  
Kann voreilige Finger verbrennen.*

EARTHSEED:  
DIE BÜCHER DER LEBENDEN

*Sonntag, 21. Juli 2024*

Seit mindestens drei Jahren ist der Gott meines Vaters nicht mehr mein Gott. Seine Kirche ist nicht mehr meine Kirche. Aber weil ich feige bin, wurde ich heute trotzdem in diese Kirche aufgenommen. Ich ließ mich von meinem Vater taufen, in allen drei Namen dieses Gottes, der nicht mehr der meine ist.

Mein Gott hat einen anderen Namen.

Wir sind an diesem Morgen früh aufgestanden, weil die Kirche am anderen Ende der Stadt liegt. Mein Vater hält an Sonntagen meist bei uns zu Hause einen Gottesdienst ab. Er ist Baptistenprediger, und obwohl nicht alle Nachbarn innerhalb unserer Mauer Baptisten sind, kommen diejenigen gerne zu uns, die in die Kirche gehen wollen. So müssen sie nicht nach draußen, wo alles so verrückt und gefährlich ist. Schlimm genug, dass manche Menschen – mein Vater zum Beispiel – mindestens einmal in der Woche zur Arbeit nach draußen müssen. Niemand von uns Kindern geht mehr draußen zur Schule. Die Erwachsenen haben Angst um uns.

Aber heute wurde eine Ausnahme gemacht. Für heute hatte mein Vater sich mit einem anderen Prediger verabredet – einem Freund, der noch immer eine richtige Kirche mit richtigem Taufbecken hat.

Früher hatte Dad auch so eine Kirche, die nur wenige Blocks außerhalb unserer Mauer lag. Er hatte dort angefangen, bevor es so viele Mauern gab. Aber dann übernachteten immer wieder Obdachlose darin, die Kirche wurde einige Male ausgeraubt und verwüstet, und schließlich hatte jemand im Innern und ringsherum Benzin ausgegossen und sie niedergebrannt. Sieben Obdachlose, die in jener letzten Nacht dort geschlafen haben, starben in den Flammen.

Irgendwie ist es Reverend Robinson, Dads Freund, gelungen, seine Kirche vor der Zerstörung zu bewahren. An diesem Morgen sind wir mit unseren Fahrrädern dorthin gefahren – ich, zwei meiner Brüder und vier andere Kinder aus der Nachbarschaft, die bereit für die Taufe waren, in Begleitung meines Vaters und einiger Erwachsener. Alle Erwachsenen waren bewaffnet. So lauten die Regeln. Nur als Gruppe nach draußen gehen, und bewaffnet.

Sie hätten mich auch zu Hause in der Badewanne taufen können. Das wäre billiger und weniger riskant und für mich völlig in Ordnung gewesen. Das sagte ich auch, aber niemand hörte mir zu. Nach draußen in die Kirche zu gehen, versetzte die Erwachsenen in die gute alte Zeit zurück, als es noch an jeder Ecke eine Kirche gab und zu viel Beleuchtung und Benzin dazu da war, Autos und Trucks aufzutanken, statt irgend etwas abzufackeln. Sie lassen sich keine Gelegenheit entgehen, die gute alte Zeit noch einmal zu erleben oder den Kindern zu erzählen, wie toll es wird, wenn das Land wieder auf die Beine kommt und alles wieder gut wird.

Na klar.

Für uns Kinder – zumindest für die meisten – war der Ausflug nur ein Abenteuer, eine Gelegenheit, hinter die Mauer zu kommen. Pflichtbewusst ließen wir uns taufen, oder vielleicht ging es auch um ein Zugehörigkeitsgefühl, aber die meisten von uns interessieren sich nicht mehr für Religion. Ich schon, nur eben für eine andere.

»Sicher ist sicher«, sagte mir Silvia Dunn vor ein paar Tagen. »Vielleicht ist ja was dran an diesem ganzen religiösen Quatsch.« Ihre Eltern glaubten es zumindest, also kam sie mit.

Mein Bruder Keith war auch dabei, obwohl er nichts von meinem Glauben teilt. Ihm war das alles völlig egal. Dad wollte eben, dass er getauft wurde, und wenn schon. Es gab nicht viel, was Keith interessierte. Er hing gerne mit seinen Freunden ab und tat so, als wäre er erwachsen, er schwänzte die Arbeit und schwänzte die Schule und schwänzte den Gottesdienst. Er ist erst zwölf, der älteste meiner Brüder. Ich mag ihn nicht sonderlich, aber er ist das Lieblingskind meiner Stiefmutter. Drei schlaue Söhne und ein dummer, und den dummen mag sie am liebsten.

Auf der Fahrt sah Keith sich am meisten um. Sein Plan, wenn man das so nennen kann, ist es, unserem Viertel den Rücken zu kehren und nach Los Angeles zu gehen. Was genau er da machen will, sagt er nicht. Er will einfach nur in der großen Stadt leben und das große Geld machen. Mein Vater sagt, die große Stadt wäre ein Kadaver, in dem zu viele Maden wühlen. Ich denke, er hat recht, aber nicht alle Maden sind in L.A. Hier gibt es auch welche.

Allerdings sind Maden für gewöhnlich keine Frühaufsteher. Wir fuhren an Menschen vorbei, die ausgestreckt auf dem Bürgersteig schliefen, ein paar wachten gerade auf, aber sie

beachteten uns nicht. Ich sah mindestens drei Menschen, die nie wieder aufwachen würden. Einer von ihnen hatte keinen Kopf mehr. Ich erwischt mich dabei, wie ich nach dem Kopf Ausschau hielt. Danach versuchte ich, mich möglichst gar nicht mehr umzusehen.

Eine Frau, jung, nackt und verdreckt, stolperte an uns vorbei. Kurz sah ich ihr ausdrucksloses Gesicht und verstand, dass sie irgendwie benommen oder betrunken sein musste.

Vielleicht hatte man sie so oft vergewaltigt, dass sie verrückt geworden war. Ich kannte diese Geschichten. Vielleicht war sie auch einfach high. Die Jungs fielen bei diesem Anblick fast von den Rädern. Was für herrlich fromme Gedanken sie nun eine Weile haben würden.

Die nackte Frau sah uns nicht an. Nachdem wir an ihr vorbeigefahren waren, drehte ich mich noch einmal zu ihr um und sah, dass sie nun auf dem unkrautbewachsenen Boden saß und an einer fremden Nachbarschaftsmauer lehnte.

Unser Weg führte uns an einer Mauer nach der anderen vorbei. Manche sind einen Block lang, manche zwei, manche fünf. Oben auf dem Hügel gab es eingezäunte Anwesen – große Häuser und viele kleine Hütten, wo die Bediensteten lebten. An sowas kamen wir heute nicht vorbei. Manche Viertel, durch die wir fuhren, waren so arm, dass ihre Mauern aus losen Steinen bestanden, aus Betonbrocken und Müll. Und dann waren da noch die armseligen Wohngegenden ganz ohne Mauer. Viele Häuser waren völlig heruntergekommen – abgebrannt oder verwüstet oder von Säufern oder Junkies besetzt, oder es hausten obdachlose Familien mit ihren dreckigen, ausgezehrten, halb nackten Kindern darin. Die Kinder waren an diesem Morgen schon hellwach und beobachteten uns. Die Jüngeren tun mir leid, aber wenn sie älter oder im

gleichen Alter sind wie ich, machen sie mich nervös. Wir fahren in der Mitte der aufgeplatzten Straße, und die Kinder kommen und stellen sich am Gehweg der Reihe nach auf, um uns anzuglotzen. Sie stehen einfach da und starren. Ich glaube, wenn wir allein oder zu zweit wären oder sie unsere Waffen nicht sehen könnten, würden sie vielleicht versuchen, sich auf uns zu stürzen, um unsere Räder zu klauen, unsere Kleidung, unsere Schuhe, was auch immer. Und dann? Würden sie uns vergewaltigen? Uns umbringen? Wir könnten wie die nackte Frau enden: Benommen wegstolpern, vielleicht verletzt, der lauernden Gefahr schutzlos ausgeliefert, wenn sie sich nichts zum Anziehen geklaut hat. Ich wünschte, wir hätten ihr etwas geben können.

Meine Stiefmutter sagt, sie und mein Vater hätten einmal angehalten, um einer verletzten Frau zu helfen, und die Männer, denen sie ihre Verletzungen zu verdanken hatte, wären hinter einer Mauer hervorgesprungen und hätten sie beinahe umgebracht.

Das hier ist Robledo – zwanzig Meilen von Los Angeles entfernt, und laut Dad eine einstmals reiche grüne Kleinstadt ohne Mauern, aus der er als junger Mann nichts wie abhauen wollte. Genau wie Keith wollte er das öde Robledo verlassen, ab in die aufregende Großstadt. Damals ging es in L.A. noch nicht so schlimm zu – weniger tödlich. Einundzwanzig Jahre hat er dort verbracht. Aber 2010 wurden seine Eltern umgebracht und er erbte das Haus. Die Mörder hatten sie ausgeraubt und die Möbel zertrümmert, aber angezündet wurde nichts. Damals gab es noch keine Nachbarschaftsmauer.

Ein verrückter Gedanke, ohne Mauer zu leben, die einen beschützt. Selbst in Robledo sind die meisten Leute gefährlich, die auf der Straße leben – Squatter, Alkis, Junkies, Ob-

dachlose im Allgemeinen. Sie sind verzweifelt oder verrückt oder beides. Das reicht, um jeden zu einer Bedrohung zu machen.

Das Schlimmste für mich ist, dass ihnen häufig etwas fehlt. Sie schneiden sich gegenseitig die Ohren ab, die Arme oder die Beine. Ihre Krankheiten bleiben unbehandelt, und ihre Wunden entzünden sich. Sie haben kein Geld für Wasser, mit dem sie sich waschen könnten, sodass selbst die Gesunden Geschwüre bekommen. Sie haben nicht genug zu essen und sind unterernährt – oder ihr Essen ist verdorben und vergiftet sie. Ich gab mein Bestes, mich auf der Fahrt nicht umzuschauen, aber ich kam nicht umhin, etwas von dem allgemeinen Elend zu sehen – und es aufzunehmen.

Ich kann einiges an Schmerzen ertragen, bevor ich zusammenbreche. Das musste ich lernen. Aber heute war es schwer, weiter in die Pedale zu treten und nicht von den anderen abgehängt zu werden, obwohl es mir mit jedem Menschen, den ich sah, schlechter und schlechter ging.

Mein Vater drehte sich dann und wann zu mir um. Ständig sagt er mir: »Du bist stärker als das. Du musst dich dagegen wehren.« Er hat schon immer so getan, als wäre mein Hyperempathie-Syndrom etwas, das ich einfach abschütteln und vergessen könnte. Oder vielleicht glaubt er es tatsächlich. Denn natürlich ist das Teilen nicht real. Es handelt sich nicht um Zauberei oder eine extrasinnliche Wahrnehmung, die mich das Leid oder die Freude anderer Menschen teilen lässt. Es ist wahngeistig. Das gebe ich selber zu. Früher hat mein Bruder Keith so getan, als wäre er verletzt, eine Finte, um seinen angeblichen Schmerz an mich weiterzugeben. Einmal nahm er rote Tinte als Blut, damit auch ich blutete. Damals war ich erst elf und blutete noch, wenn ich jemanden bluten sah. Ich

konnte nichts dagegen machen und lebte in ständiger Angst, mein Geheimnis dadurch an jemanden außerhalb der Familie zu verraten.

Ich habe nicht mehr mit jemandem geblutet, seit ich mit zwölf zum ersten Mal meine Periode bekam. Was für eine Erleichterung. Ich wünschte nur, der Rest würde auch verschwinden. Keith ist es nur das eine Mal gelungen, mich bluten zu lassen, und ich habe ihn dafür grün und blau geprügelt. Als ich noch klein war, raufte ich nicht häufig, da es mir selbst so wehtat. Ich fühlte jeden Schlag, den ich austeilte, als hätte ich ihn selbst erhalten. Wenn ich also beschloss, dass es an der Zeit für eine Prügelei war, sahen die anderen Kinder danach schlimmer aus als sonst. Michael Talcott habe ich den Arm gebrochen und Rubin Quintanilla die Nase. Silvia Dunn habe ich vier Zähne ausgeschlagen. Und sie hätten allesamt sehr viel Schlimmeres verdient gehabt. Ich wurde jedes Mal bestraft und kochte vor Wut. Schließlich bekam ich alles doppelt ab, und mein Vater und meine Stiefmutter wussten das auch. Doch das änderte nichts. Wahrscheinlich wollten sie die anderen Eltern damit beschwichtigen. Als ich Keith verprügelte, wusste ich, dass Cory oder Dad oder beide mich dafür bestrafen würden – das war doch mein armer kleiner Bruder. Ich musste also dafür sorgen, dass mein armer kleiner Bruder in Vorkasse trat. Was ich mit ihm anstellte, musste sich lohnen, ganz gleich, was sie später mit mir machen würden.

Und das tat es auch.

Wir beide bekamen später von Dad die Quittung. Ich, weil ich ein jüngeres Kind verletzt hatte, und Keith, weil er riskiert hatte, dass sich »familieninterne Angelegenheiten« rumsprachen. Bei Dad werden Privatsphäre und »familieninterne An-

gelegenheiten« großgeschrieben. Es gibt eine ganze Reihe von Themen, die wir außerhalb der Familie niemals auch nur mit einem Wort erwähnen würden. Ganz besonders alles über meine Mutter, meine Hyperempathie und wie beides zusammenhängt. Für meinen Vater ist all das eine Peinlichkeit. Er ist Prediger und Professor und Dekan. Dass seine erste Frau drogenabhängig war und seine Tochter von Geburt an drogen geschädigt, ist nichts, womit er hausieren gehen will. Mir soll's recht sein. Dass ich die verletzlichste Person bin, die ich kenne, ist garantiert nichts, was hier die Runde machen sollte.

Ich kann an meiner Hyperempathie nichts ändern, völlig egal, was Dad meint oder will oder befiehlt. Ich fühle, was ich bei anderen sehe oder was ich glaube, dass sie fühlen. Die Ärzte nennen es ein »organisches wahnhaftes Syndrom«. Schön für sie. Ich weiß nur, dass es wehtut. Dank Paracetco, der kleinen Pille, dem Einstein-Pulver, der Droge, die meine Mutter regelmäßig einwarf, bevor meine Geburt sie umbrachte, bin ich verrückt. Ich bekomme viel fremdes Leid ab, das nicht real ist. Aber weh tut es trotzdem.

Eigentlich sollte ich nicht nur Leid, sondern auch Freude teilen, aber dieser Tage ist das Leben ziemlich freudlos geworden. Ich habe festgestellt, dass Sex so ziemlich der einzige Genuss ist, bei dem es sich ausnahmsweise lohnt, Teilerin zu sein. Ich bekomme nicht nur meine eigenen guten Gefühle ab, sondern auch die des Kerls. Fast wünschte ich, es wäre nicht so. Ich lebe in einer winzigen, abgeschotteten Goldfischglas-Community, unsere Straße ist eine Sackgasse, und ich bin die Tochter des Predigers. Was Sex betrifft, bin ich, gelinde gesagt, eingeschränkt.

Wie dem auch sei, meine Neurotransmitter sind jedenfalls durchgeknallt, und das werden sie auch bleiben. Ich komme

klar, solange andere Menschen nichts davon wissen. Innerhalb unserer Mauer ist es in Ordnung. Aber unsere Fahrten heute waren die Hölle. Auf dem Hin- und Rückweg habe ich die schlimmsten Dinge aller Zeiten gefühlt – Schatten und Geister und plötzliche, bohrende Schmerzensstiche.

Wenn ich alte Wunden nicht allzu lange ansehe, spüre ich sie kaum. Da war ein kleiner Junge, seine Haut war von riesigen roten Pusteln überzogen; ein Mann mit einem verschorften Stumpf, wo einmal seine Hand gewesen war; ein kleines Mädchen, nackt, vielleicht sieben Jahre alt, dem das Blut an den Schenkeln runterlief. Eine Frau mit einem geschwollenen, blutig geschlagenen Gesicht ...

Ich muss schreckhaft gewirkt haben. Ich sah mich um wie ein Vogel und ließ den Blick nie länger als nötig auf jemandem ruhen, Hauptsache, derjenige kam nicht auf mich zu oder zielte in meine Richtung.

Vielleicht konnte Dad mir einen Teil meiner Empfindungen am Gesicht ablesen. Ich versuche immer, mir nichts anmerken zu lassen, aber er ist gut darin, mich zu lesen. Manchmal sagen die Leute, ich sähe grimmig oder wütend aus. Sie in dem Glauben zu lassen, ist besser, als ihnen die Wahrheit zu sagen. Hauptsache, sie finden nicht heraus, wie einfach es ist, mich zu verletzen.

Für die Taufe hatte Dad auf frischem, sauberem Trinkwasser bestanden. Leisten konnte er sich das natürlich nicht. Wer konnte das schon? Daher die anderen vier Kinder: Neben meinen Brüdern Keith und Marcus waren da noch Silvia Dunn, Hector Quintanilla, Curtis Talcott und Drew Baiter. Die Eltern hatten sich an den Kosten beteiligt. Sie waren der Meinung, eine richtige Taufe wäre wichtig genug, um etwas Geld auszu-

geben und ein bisschen was zu riskieren. Ich war die Älteste, Curtis war zwei Monate jünger. Sosehr ich es auch hasste, hier zu sein, hasste ich es noch mehr, dass Curtis auch da war. Er bedeutet mir mehr, als ich zugeben will. Wie er über mich denkt, bedeutet mir etwas. Ich habe Angst davor, eines Tages vor versammelter Mannschaft zusammenzubrechen, sodass er es mitbekommt. Heute sollte das nicht passieren.

Als wir die Kirche erreichten, die eher wie eine Festung wirkte, taten mir die Muskeln in meinem Kiefer weh, und ich war völlig erschöpft.

Nur etwa sechzig bis siebzig Menschen nahmen am Gottesdienst teil. Zu Hause hätten sie unsere vorderen Zimmer gefüllt und von draußen gewirkt wie eine Menschenmenge. In dieser Kirche mit ihren hohen Decken und dem riesigen Innenschiff, den Türriegeln, Natodrahtlocken und dem bewaffneten Wachpersonal, schienen es allerdings nicht mehr als eine Handvoll Menschen zu sein. Mir war das nur recht. Das Letzte, was ich wollte, war massenweise Publikum, das mich mit seinem Schmerz aus der Bahn warf.

Die Taufe verlief ganz nach Plan. Sie schickten uns Kinder zur jeweiligen Toilette (»Damen«, »Herren«, »bitte keinerlei Papier einwerfen«, »Wasser zum Waschen im Eimer links«), damit wir uns ausziehen und weiße Kleider anlegen konnten. Als wir fertig waren, nahm Curtis' Vater uns mit in ein Vorzimmer, in dem wir die Predigt hörten – etwas aus dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums und das zweite Kapitel der Apostelgeschichte – und darauf warteten, dass wir an der Reihe waren.

Ich kam als Letzte dran. Ich nehme an, mein Vater wollte es so. Erst die Kinder aus der Nachbarschaft, dann meine Brüder, dann ich. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund ist mein

Vater der Ansicht, ich müsse demütiger sein. Ich denke, die spezielle, mir angeborene Demut – oder Demütigung – ist Strafe genug.

Aber was soll's. Irgendwer musste schließlich als Letztes kommen. Ich wünschte nur, ich hätte ausreichend Mut besessen, die Sache ganz sein zu lassen.

Also, »Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des Heiligen Geistes ...«

Die Katholiken bringen das schon als Baby hinter sich. Ich wünschte, Baptisten wären genauso. Ich wünschte fast, ich könnte wie die meisten Menschen glauben, eine Taufe sei wichtig. Wie mein Vater. Da dem nicht so ist, wünschte ich wenigstens, das alles wäre mir egal.

Ist es aber nicht. Dieser Tage denke ich viel über Gott nach. Ich achte auf das, was andere Menschen glauben – ob sie überhaupt glauben, und wenn ja, an welchen Gott. Keith sagt, Gott ist für die Erwachsenen nur ein Mittel, um dich derart einzuschüchtern, dass du tust, was sie sagen. Nicht vor Dad, aber er sagt es. Er glaubt an das, was er sieht, und er sieht ohnehin nie viel. Ich nehme an, das Gleiche würde Dad über mich sagen, wenn er wüsste, woran ich glaube. Und vielleicht hätte er recht. Aber es würde mich nicht daran hindern, zu sehen, was ich sehe.

Viele Leute scheinen an einen Big-Daddy-Gott oder Big-Cop-Gott oder Big-King-Gott zu glauben. An eine Art Supermenschen. Einige wenige glauben, Gott sei ein anderes Wort für Natur. Und Natur wiederum bedeutet alles, was sie nicht verstehen oder dem sie machtlos gegenüberstehen.

Manche sagen, Gott sei eine Geisteshaltung, eine Kraft, eine absolute Wirklichkeit. Wenn man sieben Leute fragt, was das heißen soll, bekommt man sieben verschiedene Antworten.

Also was ist Gott? Nur ein anderes Wort für etwas, durch das man sich besonders und beschützt fühlt?

Am Golf von Mexiko wütet gerade ein heftiger Wirbelsturm. Er ist den Golf rauf- und runtergetobt und hat von Florida bis Texas und runter nach Mexiko Menschenleben gefordert. So früh in der Hurrikansaison schon siebenhundert Todesopfer. Von *einem* Hurrikan. Und wie viele Menschen sind wohl verletzt? Wie viele werden später wegen zerstörter Ernten hungrig? Das ist die Natur. Ist es Gott? Die meisten Todesopfer waren Obdachlose, die sich nirgendwohin retten konnten und die Warnungen erst hörten, als es zu spät war, um sich zu Fuß in Sicherheit zu bringen. Und wo soll diese Sicherheit für sie überhaupt sein? Sündigt man gegen Gott, wenn man arm ist? Wir sind selbst beinahe arm. Es gibt immer weniger Jobs, immer mehr Kinder werden geboren, und immer mehr Kinder wachsen auf, ohne in eine frohe Zukunft zu blicken. Eines Tages werden wir ohnehin alle arm sein. Die Erwachsenen sagen, alles würde wieder besser werden, aber das wird es nie. Wie wird Gott – der Gott meines Vaters – uns behandeln, wenn wir arm sind?

Gibt es einen Gott? Wenn ja, schert er (sie? es?) sich um uns? Benjamin Franklin und Thomas Jefferson und die Deisten glaubten, Gott sei etwas, das uns gemacht und uns dann uns selbst überlassen hat.

»Irrglauben«, sagt mein Vater, wenn ich ihn nach den Deisten frage. »Sie hätten stärker an das glauben sollen, was in ihrer Bibel steht.«

Ich frage mich, ob die Menschen an der Golfküste noch glauben. Menschen haben ihren Glauben selbst nach verheerenden Naturkatastrophen nicht verloren. Ich habe viel darüber gelesen. Mein Lieblingsbuch aus der Bibel ist das Buch Hiob.

Ich denke, es sagt mehr über den Gott meines Vaters im Speziellen und Götter im Allgemeinen aus als alles andere, was ich gelesen habe.

Im Buch Hiob sagt Gott, er habe alles erschaffen und sei allwissend, sodass niemand das Recht habe, irgendetwas in Frage zu stellen. Okay. Funktioniert. Der Gott des Alten Testaments steht nicht im Widerspruch zu dem, was heute passiert. Doch dieser Gott klingt ziemlich nach Zeus – einem übermächtigen Mann, der mit seinem Spielzeug spielt wie meine jüngeren Brüder mit ihren Soldatenfiguren. Peng, peng! Sieben Soldaten fallen um. Wenn sie dir gehören, gibst du die Regeln vor. Wen interessiert, was der Soldat denkt? Lösch seine Familie aus, dann gib ihm eine brandneue Familie. Spielzeugkinder sind austauschbar, genau wie die Kinder von Hiob.

Vielleicht ist Gott eine Art Riesenbaby, das mit seinem Spielzeug spielt. Und wenn ja, was macht es dann für einen Unterschied, ob siebenhundert Menschen durch einen Hurrikan sterben oder nicht – oder ob sieben Kinder in eine Kirche gehen und man sie in ein riesiges Becken mit teurem Wasser taucht?

Und wenn das alles gar nicht stimmt? Was, wenn Gott etwas ganz anderes ist?

# 3

---

*Wir beten Gott nicht an.  
Wir nehmen Gott wahr und wohnen Gott bei.  
Wir lernen von Gott.  
Unsere Voraussicht und unsere Arbeit  
Formen Gott.  
Am Ende ergeben wir uns Gott.  
Wir passen uns an und halten aus,  
Denn wir sind Earthseed  
Und Gott ist Veränderung.*

EARTHSEED:  
DIE BÜCHER DER LEBENDEN

*Dienstag, 30. Juli 2024*

Eine Astronautin ist auf der jüngsten Marsmission ums Leben gekommen. Irgendetwas stimmte nicht mit ihrem Schutzanzug, und die restliche Besatzung konnte sie nicht schnell genug in Sicherheit bringen. Die Leute in meiner Nachbarschaft sagen, sie hätte dort oben sowieso nichts zu suchen gehabt. Wieder so eine verrückte Marsmission, die reinste Geldverschwendug, wo hier unten so viele Menschen kein Dach über dem Kopf haben und Hunger und Durst leiden.

Wasser ist schon wieder teurer geworden, und in den Nachrichten haben sie heute gesagt, immer mehr Wasserhändler würden umgebracht. Sie verkaufen Wasser an Squatter und die Armen auf der Straße – oder an Leute, die noch in ihren Häusern wohnen, sich aber Strom und fließend Wasser nicht mehr leisten können. Die Wasserhändler werden ausgeraubt und mit aufgeschlitzter Kehle aufgefunden, von ihren Handkarren fehlt jede Spur. Dad sagt, Wasser sei nun um ein Vielfaches teurer als Benzin. Aber abgesehen von den Reichen und den Brandstiftern kaufen die meisten Leute sowieso kein Benzin mehr. Ich kenne niemanden, der benzinbetriebene Autos, Trucks oder Zweiräder benutzt. Fahrzeuge dieser Art rosten in den Einfahrten vor sich hin oder werden für Altmetall und Kunststoff zerlegt.

Ohne Wasser lebt es sich weit schwieriger.

Zum Glück kann man mit der Mode gehen. Jeder muss jetzt dreckig sein. Wer sauber ist, macht sich zur Zielscheibe. Die Leute denken dann, man würde angeben, sich für was Beseres halten. Wer von den jüngeren Kindern vermöbelt werden möchte, muss nur sauber durch die Gegend laufen. Hier im Viertel duldet Cory keine verdreckten Lumpen, die sind nur für draußen, hinter der Mauer, aber meine Brüder bewerfen sich auch drinnen mit Dreck, sobald unser Haus außer Sichtweite ist. Besser als dauernd Prügel zu kassieren.

Heute hat der letzte große Window-Wall-Fernseher in der Nachbarschaft endgültig den Geist aufgegeben. Gerade hatten wir die tote Astronautin gesehen, umgeben vom roten, felsigen Mars. Wir hatten einen ausgetrockneten Stausee gesehen und drei tote Wasserhändler mit ihren dreckigen blauen Armbändern und halb abgetrennten Köpfen. Und wir hatten

Bilder von Los Angeles gesehen, wo ganze Straßenzüge voll verrammelter Gebäude in Flammen standen. Natürlich würde niemand Wasser dafür verschwenden, solche Brände zu löschen.

Dann erlosch der Window. In den letzten Monaten hatte der Ton häufiger ausgesetzt, aber aufs Bild war immer Verlass gewesen – als schaute man aus einem großen, weit geöffneten Fenster.

Das Geschäftsmodell der Familie Yannis besteht darin, Leute unter der Hand bei sich zu Hause Window schauen zu lassen. Dad sagt, sowsas sei eigentlich verboten, aber manchmal dürfen wir hingehen, weil es niemandem schadet und der Familie Yannis hilft. Viele kleine Unternehmungen sind illegal, obwohl sie niemandem schaden und den einen oder anderen Haushalt über Wasser halten. Der Window von Familie Yannis ist ungefähr so alt wie ich. Er erstreckt sich über die längste, westliche Wand in ihrem Wohnzimmer. Als sie ihn gekauft haben, müssen sie noch ganz schön reich gewesen sein. Seit ein paar Jahren nehmen sie Eintritt – nur Leute aus der Nachbarschaft dürfen rein – und verkaufen Obst, Säfte, Eichelbrot oder Walnüsse. Alles, was aus ihrem Garten übrig bleibt, bringen sie an den Mann. Sie zeigen Filme aus ihrer Sammlung und lassen uns die Nachrichten sehen oder was auch immer gerade gesendet wird. Den neuen, multisensorischen Kram können sie sich nicht leisten, und das meiste davon könnte der alte Window sowieso nicht empfangen.

Sie haben keine Effektwesten, keine Sensorringe und keine Kopfhörer. Sie hatten einfach nur den guten alten flachen Window.

Uns bleiben jetzt nur noch drei über die Nachbarschaft verstreute, winzige, vorsintflutliche, unscharfe Fernseher, ein paar

Arbeitscomputer und die Radios. Jeder Haushalt besitzt noch mindestens ein funktionstüchtiges Radio. Die meisten tagtäglichen Nachrichten erreichen uns darüber.

Ich frage mich, was Mrs. Yannis jetzt tun wird. Ihre beiden Schwestern sind bei ihr eingezogen, und die haben Arbeit, also ist es vielleicht halb so wild. Die eine ist Apothekerin, die andere Krankenschwester. Sie verdienen nicht viel, aber Mrs. Yannis muss für das Haus keine Miete zahlen. Es hat ihren Eltern gehört.

Alle drei Yannis-Schwestern sind verwitwet und haben insgesamt zwölf Kinder. Mr. Yannis war Zahnarzt in einer eingezäunten, bewachten Praxis und ist auf dem Nachhauseweg auf seinem Elektrofahrrad erschossen worden. Mrs. Yannis sagt, er sei ins Kreuzfeuer geraten, man habe ihn aus zwei Richtungen angeschossen und dann noch einmal aus nächster Nähe. Sein Fahrrad wurde geklaut. Die Polizei hat eine Untersuchung eingeleitet, ihre Gebühr kassiert und dann keine Hinweise gefunden. Solche Morde sind hier an der Tagesordnung. Und wenn sie nicht direkt vor einer Polizeiwache passieren, gibt es auch keine Augenzeugen.

*Samstag, 3. August 2024*

Die tote Astronautin wird zur Erde zurückgebracht. Sie wollte auf dem Mars begraben werden. Das hat sie gesagt, als sie wusste, dass sie sterben würde. Sie sagte, der Mars sei alles gewesen, was sie im Leben gewollt habe, und so würde sie ein Teil davon werden.

Aber der Raumfahrtminister hat es verboten. Er meint, ihr Körper könnte den Planeten kontaminieren. Vollidiot.